

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1927

151 (2.7.1927) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger Nr. 151

Nr. 26

Samstag, den 2. Juli

1927

Das Ethos in Konr. Ferd. Meyers Dichtung

Von Theodor Stiejenhofer.

In dem dichterischen Zwölfgestirn, das sich um die Sonne Goethe bewegt, glänzt Conrad Ferdinand Meyer als einer der vornehmsten Trabanten. Als Mensch und Künstler steht er nicht etwa wie Goethe oder Gottfried Keller in natürlicher, blutvoller Einheit vor uns. Conrad Ferdinand Meyer hat die Wellen und Stürme seines persönlichen Ich unter den weitgeschwungenen Linien seiner monumentalen Kunst mit Meisterhand bewirkt. Nicht aus kluger Mache oder dem Drange nach Mystifikation, sondern aus angeborener seelischer Schen. Alle Bewegtheit des eigenen Lebens hat der Dichter nahezu reflexlos seinen Gestalten eingebildet. So wurde das Mädel dieses Profiteers zu einem Mädel seines menschlichen Wesens, das nicht nur den Literarhistoriker, nicht nur den Psychologen und Ethiker lockte, sondern — wach moderner Fall! — auch dem Nervenarzt ein wissenschaftliches Interesse abzufragen wußte. Noch fehlt eine Geschichte der C. F. Meyer-Biographie. Würde sie geschrieben, so müßte sie alle Abstufungen wissenschaftlicher Betrachtungsweise umfassen, von der zergliedernden empirischen Methode des Psychiaters bis zu der ganz auf das Werk gerichteten Denkart des Ästhetikers und Literarhistorikers.

Conrad Ferdinand Meyer lockt nicht nur durch die Erheblichkeit seines Künstlerturns. Die glänzende und große Welt seiner Werke verführt leicht dazu, die hellen Wesenseiten zu betonen. Aus den brieflichen und sonstigen Äußerungen spricht oft genug ein anderer zu uns. Diese Kluft zwischen Mensch und Werk irgendwie zu überwinden, war die Forderung bisher mit Eifer bemüht, ohne daß indes die Ergebnisse befriedigten. Man hat Meyers künstlerische Mittel vor die Schranken des ästhetischen Urteils gerufen, die historische Fragestellung hat die stofflichen Voraussetzungen seiner Werke durchleuchtet, und liebevolle biographische Schilderung hat uns eine Unzahl neuer Einzelzüge überliefert: der Wunsch nach reiflicher Erhellung dieses Lebens- und Schaffensgeheimnisses ist dadurch nicht beschwichtigt worden. Dieses Experiment könnte nur durch eine Geschichte seiner Seele glücken, die über das Verfahren rein psychologischer Betrachtungsweise hinausgriffe und den Mut hätte, in die kunsthilosophische Schicht aufzusteigen. Erst in dieser Zone könnte das Problem, das Conrad Ferdinand Meyer als tragischer Repräsentant einer monumentalen Kunst den Zeitgenossen stellt, fruchtbar aufgerollt werden.

Des Dichters Werke sind an sich durchsichtig wie Kristall, sie lassen nicht wie etwa Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ schwere Lebensprobleme zurück, sondern Meyer gestaltet alles Problematische so völlig durch, daß die Lösung nahezu ausgeht. Wir verstehen bei ihm buchstäblich jedes Wort und doch, wenn wir auf das Gesamt blicken, winkt jenseits seiner klaren Gestalten ein ernstes Geheimnis. Wir fühlen, daß hier ein Mann zu uns spricht, der nicht dem Tage lebt, sondern ein Geist, dessen Auge tragend in die Ferne sieht, dessen Blick auf Bildern der Vergangenheit sinnend geruht hat — ein Dichter, für den die Menschen auf alten Gemälden eine ganz persönliche Sprache haben, die nur er versteht, aber auch so versteht, als sähe er mit ihnen zu Tisch oder ratschlagte mit ihnen in dämmernden Gewölben der Vorzeit über die großen Geschichte der Völker. Man fühlt hier, diese Seele ist gepackt von den Leidenschaften einer großen Vergangenheit. Wir glauben den rätselvoll sinnenden Blick des Dichters und das geheime Lächeln zu verstehen. Aber der aufmerksame Sinn wird auch inne, wie hier ein Lecktes, Tiefstes ungefragt bleibt, wie es aber seine Wärme ausstrahlt bis in die irdischsten Worte seiner feinsten Prosa.

Für Meyers Dichtertum sind zwei Momente besonders kennzeichnend. Einerseits ist der Prozeß, durch den das reale Geschehen in die dichterische Höhe gehoben wird, ein besonders durchgreifender; denn der Dichter stilisiert im höchsten Grade, der Aufwand an künstlerischer Energie ist hier wirklich ungewöhnlich. Auf der andern Seite aber ist die ursprüngliche Kraft dichterischer Anschauung eine farge. Meyer hat das selbst bekannt. Gerade dies Mißverhältnis zwischen Ideal und Phantastik hat ihm, dem Künstler par excellence, den Weg zur Kunst so sehr erschwert. Wohl geht auch bei ihm das Schaffen durch ganz konkrete Erlebnisse; denn der Dichter haucht nach einem schönen Worte Hebbels nur das aus, was der Mensch einatmet. Aber Art und Stärke der Umformung des Rohstoffes spielen bei Meyer eine fast beispiellose Rolle: er ist in der deutschen Dichtung der typische Vertreter der Monumentalkunst. Seine Forderung an das Kunstwerk war die denkbar strengste, er konnte sich in der Läuterung der Form nie genügen, nie hat er improvisiert und alles Banale aus der Welt seiner Dichtung verbannt. Das Allerpersönlichste muß deshalb durch den Filter des Ideell-Allgemeinen: hier liegen die Grenzen seiner Kunst. Es ist nur natürlich, daß dieser hochgespannte Kunstwille vor den massiven Eindrücken der unmittelbaren Wirklichkeit zurückwich. Er fühlte, daß er die Umschmelzung dieses

Rohstoffes nicht vollziehen konnte. Es gab daher weite Gebiete menschlichen Erlebens, vor denen der Dichter einfach bewußt verstummte. Wird doch sein Lebenswerk recht eigentlich durch die Abkehr vor der brutalen Aktualität der Gegenwart bestimmt.

Das große Symbol für sein inneres Erleben setzte ihm die Geschichte dar, dieses Sinnbild großer Menschheitserinnerung. Sie ist ihm nicht bloß Hintergrund, sondern vor allem psychologische Entwicklung. Verlangte die ungestüme Gegenwart mit Viehen, Fassen und Wölfen aufdringlich Anteilnahme, so lockte die Vergangenheit das ruhigbetrachtende Auge. Hier sah der Dichter den Moment nur als einen Bruchteil in der steten Folge der Geschicknisse. Hier konnte sich sein verehrungsbedürftiges Wesen vor der Macht der Wahrheit und jener Notwendigkeit beugen, die alle Dingen in ihren ehernen Lauf verketet. Sinnbildlich hierfür ist das Gedicht „Unter Sternen“:

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde
Und feurig getzelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?
Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ewigen Lichter fangen an zu funkeln:
Die heiligen Gesetze werden sichtbar.
Des Kampfesgeheiß verstummt. Der Tag ist richtigbar.

Diese ethisch bestimmte Wirklichkeit ist es, die Conrad Ferdinand Meyer an die Geschichte fesselt. Seine künstlerischen Motive sind deshalb so reizvoll, weil sie ethische Tiefe haben. Die Stärke seines ethischen Empfindens spricht sich auch in der Stoffwahl aus. Meyer fühlte immer, wie sehr es auf das rechte Motiv ankam. In der Art aber, wie er aus der Masse historischen Wissens die ihm wertvollen Konflikte dichterisch heraus hob, offenbart sich die Tiefe seines seelischen Vermögens, nicht minder sein hochentwickelter Kunstverstand, der sich kaum jemals wirklich vergreifen hat. Man hat oft die schöne Form bei Meyer in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt; aber schöne Form an sich will nichts besagen. Die Schönheit und Größe der Gedichtung ist gewiß in die Augen springend, aber sie ist nicht von einem materiellen Interesse bestimmt. Sondern: der Dichter faßt das äußere Bild des Menschen ganz als Ausdruck der Seele. Denn das Seelische in schöne Anschauung umzusetzen war sein glühendster Wille. Bezeichnend genug heißt es in der „Hochzeit des Mönchs“: „Das Höchste und Tiefste der Empfindung erreicht seinen Ausdruck nur in einem starken Körper und in einer starken Seele.“ Diese ausschließliche Vermittlung des Innerlichen durch Äußere und Handlung entsprach nicht nur des Dichters Forderungen an einen monumentalen Stil, sie entsprang in gleicher Weise auch seinem Gefühl für Distanz; der künstlerische Prozeß lief eben ganz bewußt auf eine Abdämpfung des eigenen Miterlebens hinaus.

Von seinem Zeitgenossen Gottfried Keller unterschied sich Conrad Ferdinand Meyer selbst einmal, „daß seine Phantasie das Leben weniger in seinen unmittelbar gegenwärtigen Formen und Erscheinungen anzuschauen und darzustellen ließe als vielmehr durch den Spiegel des Geschichtlichen“. In der Tat, in seinem ganzen Werk gibt sich C. F. Meyer durchaus als Kulturdichter. Das Ethische wird aus großen Kulturvoraussetzungen abgeleitet und in letzten Kulturideen hinwiederum verankert. Der Dichter gibt daher die Dinge weniger mit dem starken Herzstich des Persönlichen als mit jener zwingenden und nachhaltigen Eindringlichkeit, deren nur die Objektivität fähig ist. Über diesen seinen poetischen Realismus gab feinerzeit schon der Ästhetiker Vischer das auch heute noch vollgültige Urteil ab, daß C. F. Meyer „das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit eingesenkt habe“.

Zeitschriftenschau

„Die Kunst“, Monatshefte für Wohnungskunst, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe. Juni- und Juliheft. Vierteljährlich 6 M. Verlag F. Budmann K. G., München. — Die prächtige Zeitschrift bringt zwei Hefte, die wiederum eine höchst vorzügliche Darbietung sind, ausgezeichnet durch Schönheit und Reichum der Abbildungen. Lassen wir bei der Inhaltsnennung den Vortritt, so ist aus diesen Hefen auf dem Gebiete der Wohnungskunst, auf dem diese Zeitschrift laufend die Anregung bietet, zu erwähnen: die sehr schön illustrierten Aufsätze über die Innenausstattung des Landhauses Rosenbacher und die vorzüglichen Möbel von Professor Paul Griseh, dann reizvollste Beispiele von Tapeten der Firma Grismann & Co., Dreifach. Kunstgewerbliche Arbeiten aller Art in Metall, Glas, Porzellan usw. usw. von erstklassiger Qualität bietet der Aufsatz über die Internationale Kunstgewerbe-Ausstellung in Leipzig. Die Malerei ist vertreten durch die Aufsätze über die Blumenstillleben von Professor Heinrich Rauen, über den Münchner Maler Josef Eber, den ausgezeichneten russischen Maler Jatonow, die Ausstellung von Stillleben des russischen Malers Mattheisen in Berlin, den Porträtmaler Panol usw. An Plastik bringen die Hefte einen Aufsatz über den Münchner Bildhauer Ferdinand Liebermann und dann über die kunsthistorisch und ästhetisch höchst bedeutungsvollen Rama-Tempel-Reliefs in Java. Ein Aufsatz über den Maler Rudolf Schiess, über Silhouetten von Wilhelm Meißel und über die bedeutungsvolle neue Wohnungsbauweise in Magdeburg vervollständigen den Inhalt des Heftes.

Im Sonnenstaat der Inkas

Ein Gedankenblatt zur 400jährigen Entdeckung von Peru

Von Dr. Fritz Flechtner.

Eines der seltsamsten Staatengebilde, von dem uns die Weltgeschichte Kenntnis gegeben hat, war das Reich der Inkas in Peru, das nach langer Mühsal von Franz Pizarro im Hochsommer 1532 entdeckt ward und dessen Eroberung dann von 1532 an erfolgte. Wirtschaftlich auf einer Grundlage aufgebaut, die man nach heutigen Begriffen sozialistisch nennen muß, war das Land doch einem einzigen Herrscher untertan, dessen Allmacht so groß war, daß sie kaum mit der despotischen Gewalt asiatischer und afrikanischer Könige verglichen werden kann. Als Sohn des Sonnengottes genoz der erste Herrscher selbst göttliche Ehren, und dieser göttliche Ursprung verlieh auch den Handlungen seiner Nachfolger eine Bedeutung, die jeden Widerstand gegen ihre Befehle als Gotteslästerung erscheinen ließ.

Aber aller Despotismus war den Inkas fremd; ihre Regierung kann man am besten mit der Herrschaft eines Vaters über seine Familie vergleichen. Das Volk stellte die Kinder dar, die von dem Vater ernährt, erzogen, in allen ihren Handlungen von ihm geleitet wurden. Und zwar von einem Vater, der gütig und gerecht war, aber keinen Willen gelten ließ als seinen eigenen, dem jedes sich unbedingte zu unterwerfen hatte.

Ein Eigentum im heutigen Sinne gab es nicht im Inkastaat. Jeder bekam soviel an Land zugewiesen, als er für sich und seine Familie brauchte. Und von seinem Besitz durfte er weder etwas veräußern noch hinzuerwerben. So konnte kein Reicher und Sparamer sich über seine Volksgenossen hinaus erheben und zu Wohlstand oder gar zu Reichtum gelangen, es konnte aber auch keiner in Armut versinken oder gar zum Bettler werden. Müßiggang ward nicht geduldet, sondern schwer bestraft, aber wer nicht mehr arbeiten konnte, ward so erhalten, als ob er noch arbeitsfähig gewesen wäre.

In zwölf Arbeitsklassen war das Volk eingeteilt; die Hauptgruppe bildete das Alter von 25 bis 50 Jahren. Vom 5. Jahre an mußten Knaben und Mädchen tätig sein, stets jedoch ihrem Alter und ihren Fähigkeiten entsprechend; mit 60 Jahren hörte der Arbeitszwang auf. Befreit von der allgemeinen Arbeitspflicht waren nur die Mitglieder der Herrscherfamilie und deren Verwandtschaft, die Geistlichen, die behördlichen Personen, alle Staatsbeamten und Richter, Soldaten im Felde und junge Ehegatten im „Spieljahr“ ihrer Ehe.

Die Geschichte kennt kein anderes Land, in dem die sozialistische Besitzverteilung solchen Bestand gehabt hat wie im Inkareich. Selbst Pizarros eisernes Gesetz ward bald durchbrochen, und an Stelle der Gleichheit trat wieder die Verschiedenheit an Besitz und Vermögen. Nicht so in Peru. Die alljährliche Neuverteilung des Landes verbot das Entstehen eines Privateigentums. So wie aber war es eingerichtet, daß Freude und Interesse an seinem Landbesitz niemand verloren ging. Soweit als irgend möglich, erhielt jeder bei der jährlichen Neuverteilung daselbe Stück Land zurück, das er bisher besaß. Veränderungen traten nur durch Vergrößerung oder Verkleinerung der Familien ein. Geiraten mußte jeder, und zwar Männer mit 24, Frauen mit 18 Jahren, und an einem bestimmten Tage des Jahres wurden in allen Ortschaften des Reiches die Heiratsfähigen versammelt und durch den ersten Beamten des Ortes zusammengegeben. Den Neuvermählten ward ein Stück Land zugewiesen und von der Gemeinde ein Haus erbaut und ausgestattet.

Jeder Peruaner hatte aber nicht nur die Verpflichtung, das ihm zugewiesene Stück Land aufs Beste zu bearbeiten und wurde dabei streng kontrolliert, die Tätigkeit für sich selbst und seine Familie war nur ein Teil seiner Arbeitsleistung. Auch der Sonnengott (die höchste Gottheit) und der Inkaherrscher hatten in allen Bezirken des Reiches ihren Anteil am Land, und alle diese Äcker mußten von dem Volk bestellt werden. Durch feierliche Zeremonien wurde Aussaat und Ernte von dem Inka eingeleitet, und unter fröhlichen Liedern verrichtete das Volk seine Arbeit für den Sonnengott und den Inka.

Die Peruaner waren nicht nur Ackerbauer, jeder mußte auch verweben, die notwendigen gewerblichen Arbeiten zu verrichten (Häuser bauen, Acker- und Hausgeräte anfertigen usw.). Die Frauen mußten den Haushalt besorgen, spinnen, weben, die ganze Kleidung fertigen. Und alles landwirtschaftliche wie gewerbliche Produkte, mußte in viel größerem Maße hergestellt werden als verbraucht wurde. Der Überschuß wurde in große Vorratshäuser abgeliefert, die sich im ganzen Lande befanden.

Umherreisende Beamte führten eine strenge Kontrolle, ob die Verteilung der Arbeit auch eine gerechte war, denn niemand sollte eine schwerere Arbeitslast aufgebürdet werden, als er tragen konnte.

So lebte das Volk in Peru, Generation auf Generation in der gleichen Weise, ohne eigenen Willen, ohne Aussicht auf Verbesserung seiner Lage, sogar ohne die

Möglichkeit, die Wohnung zu wechseln oder auch nur die einzelnen Klassen vorgeschriebene Kleidung zu ändern, und doch in einem Zustande von Glück und Zufriedenheit, den der heutige Mensch wohl nicht mehr zu begreifen vermag.

Und wie ein Märchen klingt es, daß dies wohlgeordnete Reich, das hunderttausend tapfere Krieger besaß, unter dem Anstrich von ein paar hundert spanischer Abenteurer zusammenfiel, und daß diese goldgierigen Räuber es fertig brachten, in kürzester Zeit alle Grundlagen dieser alten Kultur zu zertrümmern und alle menschlichen Schöpfungen diesem zu schlimmsten Arbeitsflaven herabgedrückten Volke einzunippen.

Volk ohne Raum

Wenn man, wie ich, im Laufe weniger Wochen von mindestens 10 Menschen ganz verschiedener Kreise und Lebensauffassung immer wieder gefragt wird: „Kennen Sie „Volk ohne Raum“ von Hans Grimm?“ (Verlag Albert Langen, München), so ist es ganz natürlich, daß man ein solches Werk mit ganz besonderen Erwartungen zur Hand nimmt. Der Verlag (oder der Verfasser selbst?) bezeichnet es als: Roman in 2 Bänden. Wenn, die sich nun auf einen Roman im herkömmlichen Sinne gefaßt machen, sei gleich gesagt, daß es sich um 1380 enggedruckte Seiten handelt, die sich, trotz der teilweise spannenden Handlung, nicht wie leichte Unterhaltungsliteratur herunterlesen lassen, sondern ernste Arbeit bedeuten. Hans Grimm sagt in seinem kurzen Vorwort: „Diese deutsche Erzählung ist, so meine ich, eine politische Erzählung und läßt also unser deutsches Schicksal sehen, wie es unsere Schulen und Parteien nicht lehren, weil sie es weder können, noch wollen.“ So ganz jenseits allen Parteistandpunkts, wie es danach erscheinen mag, steht das Buch wohl trotzdem nicht. Nie ist mir der scheinbare Widerspruch so deutlich geworden, wie eine große Liebe und Begeisterung gleichzeitig helllichtig und — blind machen kann!

Grimm gibt uns hier, nachdem er schon früher eine Reihe afrikanischer Geschichten veröffentlicht hat, in dem Leben seines Cornelius Fricbott, dem niederfachischen Kleinbauersohn, zugleich die Geschichte des Kolonialdeutschen. Nämlich und zeitlich läßt er uns ein weiteres Gebiet durchwandern vom Ende der 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts bis zum Vercarnovertrag. Eigentlich führt er uns von viel weiter her; denn er schürft gründlich den Spuren der Vergangenheit nach, bis hin zur Franken- und Karolingerzeit, wenn der grübelnde Baier von dem frühreifen Knaben, in denen beiden als Vergangenheitserbe der Drang nach Wissen von den Vorfahren, Pfarrer und Lehrern her, wirkt, den Ulfachen, deutschen Schicksals nachspürt. Viel Schönes und Tiefes wird da gesagt, wie; z. B. um nur etwas anzuführen:

„Mit den Deutschen ist zweierlei geschehen. Sie verlernten die adelige Bedeutung und die adeliche Verpflichtung des freien Mannes, und sie vergaßen, daß Fürsten wohl gerufen werden, einem Volke zu dienen durch Führerschaft, aber daß ein Volk nur dem heiligen Wahle seiner Kinder dienen darf und nie einem Fürsten. Die Deutschen haben durch fast 12 Jahrhunderte hindurch zweierlei mißachtet, sich selbst und ihre Kinder.“

Psychologisch interessant ist das Belohnwerden des Cornelius Fricbott mit der Sozialdemokratie, zu der er von einem, durch das schwere Schicksal des Vaters entwurzelten Dorfgenossen, Martin Wessel, geführt wird. Man müßte über das Werk nochmals ein auch recht umfangreiches Buch in Billigung und Kritik schreiben, wollte man all die darin behandelten Fragen nur einigermaßen beleuchten.

Ich muß gestehen, wo Grimm aus dem Leben und Erleiden der Überseeer, sei es unter Waren, Engländern oder in den deutschen Kolonien berichtet, da wurde mir klar, wie wenig

ich — und wohl nicht ich allein — doch von da draußen wußte, wie vieles auch über all dem, was in der Kriegs- und Nachkriegszeit daheim auf uns einströmte, in Vergessenheit geraten ist. Es steht wohl fest, daß die Heimat an Vielem Säub getragen, was das Leben der Auslandsdeutschen erschwerte und den Haß um sie her schürte. Ebenso steht mir aber auch fest, daß Grimm draußen doch auch oft falsch, mindestens einseitig, und zwar sehr oft durch tendenziös gefärbte Berichte der englischen Presse über die Vorgänge in der Heimat orientiert wurde, daß er eigentlich den richtigen Zusammenhang, nicht mit Deutschland, an dem seine Seele hing, sondern eben zu der inneren Notwendigkeit mancher Geschehnisse, verloren hatte, verlieren mußte. Aber jedes Wort ist da aus einer schmerzhaften Liebe heraus geschrieben; und es liegt mir fern, ihn eines bewußten Mißverständnisses zu zeihen. „Volk ohne Raum“ Als ich zuerst davon hörte, dachte ich, daß es sich wohl um Siedlungsfragen der Innentalonisation handle, die Grimm aber als ziemlich nebensächlich abtut. Darin scheint mir, da das Buch doch weite Kreise, besonders bestimmte Kreise, sehr anziehen wird, eine gewisse Gefahr, wie auch noch in manchen anderen zu liegen, worauf ich noch zurückkommen werde. Man möchte fast sagen: „Grimm gibt die Geschichte der verpaßten Gelegenheiten, und er begründet sie, weit zurückwandernd, mit dem alten inneren Antriebe, dem Großwerden der einzelnen Fürsten und der Schwächlichkeit des Kaisertums, dem Schaden der Kleinrenterei. Ich bin nicht fest überzeugt, ob nicht gerade die für sein Buch begeisterten heute wieder sehr vom Segen einzelner bestimmter Staaten, auch auf Kosten der Reichseinheit, schwärmen! Ich glaube auch nicht, daß die einzige Ursache dafür, daß die Welt, gewissermaßen aufgeteilt gewesen, ehe das deutsche Volk den Besitz von Kolonien anstrebt, einzig und allein in der geschwächten Reichsmacht zu suchen ist. Mir scheint, daß ein Land mit kleinem Küstenumfang, und dadurch einer, verhältnismäßig geringen festschwebenden Bevölkerung weniger und später den Wunsch haben wird, den Kampf mit Wind und Wellen aufzunehmen, und über dem Meer eine neue Heimat zu suchen. Wenn der junge Cornelius, der eine zeitlang eingeschriebenes Mitglied der sozialdemokratischen Partei gewesen, doch von Anfang an betont, daß die Bewegung nicht aus dem Volke selbst gekommen, sondern am Schreibtisch entstanden sei, so stutzt man zum ersten Male; bald liest man dann, verärgert und auch deutlich von „volksfremden“ Elementen. Es geht mir hier nicht um eine Bekämpfung des sehr ausgeprägten Antisemitismus; eines aber möchte ich doch sagen dürfen: „Am so schlimmer, wenn es „volksfremder“ Elemente bedurfte, um der Menschheit die Augen für die Mitle der Ausgebeuteten und Unterdrückten zu öffnen!“

Bezieht es sich völlig so (es ist nicht der Fall, wenn auch Marx erst die wissenschaftliche Prägung gegeben), es wäre das ein schlechtes Zeugnis für das Gewissen eines ganzen Volkes, übrigens ist Engels, was auch Grimm vergessen zu haben scheint, sicher kein volksfremdes Element, sondern der Spieß einer gut deutschen, pietistischen Wärrner Fabrikantenfamilie! Und die Arbeiter, die feinerzeit in England, in Hindernis der ersten Maschinen zerstörten, oder die Weber zu Anfang der 40er Jahre, die wüsten ganz bestimmt nichts von Karl Marx! Ich will einmal annehmen, daß Grimm manchen unerreichten Erscheinungen begegnet ist; aber die Art, wie er, wohl dadurch veranlaßt, mit dem antisemitischen Schlagwort kämpft, gereicht dem an sich unbedingt wertvollen Werke so wenig zum Vorzug, wie seine Vergesslichkeit den Geschehnissen des August 1914 gegenüber, wo gerade die Arbeiterschaft bewies: „Zunmer schon haben wir eine Liebe zu Dir getannt, bloß, wir haben sie nie mit einem Namen genannt. Als man uns rief, da zogen wir willig fort.“ Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort: „Deutschland!“ So ließe sich noch gar vieles anführen! Volk ist Schicksalsgemeinschaft!

Cornelius Fricbott, der nach der Gefangenschaft in englisch-afrikanischen Zuchthäusern mit dem Umweg über ein

portugiesisches Gefängnis nach Deutschland heimkehrt, sieht seine Mission darin, als Wanderredner dem deutschen Volke sein Schicksal klar zu machen, ihm zu zeigen, zu wem noch drängenderer Ege es durch den Verlust seiner Kolonien verurteilt ist. Wachsendes Volk auf enger Scholle: Bei Aufteilung alles kultivierten und Urbarmachung alles Edlands immer noch 132 Menschen auf den Quadratmeter! Ich weiß nicht, woher Grimm diese Zahlen hat, nehme aber an, daß sie wohl annähernd richtig sein dürften. Nur scheint er mir aus seinem Verben für die Kolonien, die Innensiedlung zu nebensächlich zu nehmen, und damit jenen eine Waffe in die Hand zu geben, die nicht empfangen, sondern fürchten, von ihrem viel zu vielen Grund und Boden abgeben sollen. Für etwa 300 000 Menschen könnte, behauptet er, bei anderer Verteilung und gründlicher Urbarmachung, so daß alle Schönheit schwinden müßte, Raum geschaffen werden, um durch das weitere Wachsen eines gesunden Volkes bald wieder in Zwangswirtschaften auseinander zu fallen!

Auch wir, die wir für Siedlung auf deutscher Erde sind, wünschen unserm Volke Licht und Raum, aber einmal, um Grimms Ausführungen zu folgen: „Lasst doch Niemanden völlig hungern, weil das Brot, das ich zu verteilen habe, nur kleine Stücke abgibt und nicht für alle reicht! Dann wird doch kein Deutschland, so wenig wie jedes andere Kulturland, und wenn wir auch auf einen starken Bauernstand hoffen, und uns gerne in unseren Lebensnotwendigkeiten so weit als möglich vom Ausland unabhängig machen, niemals wieder ein reiner Agrarstaat sein können, noch wollen. Sobald man sich diese Tatsächlichkeiten vor Augen hält, verschiebt sich das Bild doch wesentlich.“

Daß Grimm nicht etwa zum Kriege heft, daß er hofft, auch dem Auslande würden, wenn nicht aus Liebe, so doch aus Vernunft die Augen aufgehen, welche ungewollte Gefahr ein großes Volk auf zu engem Raum bedeute, sei besonders betont. Bis dahin aber: Deutscher Mann auf deutscher Scholle in der Heimat! Grimm beendigte sein Buch in den Vercarnotagen. Inzwischen kam noch manche Veröffentlichung heraus, die auch eine Persönlichkeit, wie Hans Grimm, erzeugen könnte, daß ihm, dem langjährigen Auslandsdeutschen, vielleicht doch der klare Blick für manches Ereignis der Vorkriegszeit und dadurch die richtige Einstellung zu den Geschehnissen der Kriegs- und Nachkriegszeit, des Zusammenbruchs, gemangelt habe. Ob er sich einmal dazu äußern wird?

Marie Schloß

Buchkritik

* Handwörterbuch der Rechtswissenschaft, herausgegeben von Erik Stier, Somlo und Alexander Eiser. IV. Band: Minderheiten — Reichsregierung. (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.) — Wir haben seiner Zeit den I. Band dieses neuen, großen Nachschlagewerkes ausführlich in der „Karlshorner Zeitung“ besprochen. Der Einband, den wir bei seiner Durchsicht gemahnen, bezieht sich von neuem bei der Lektüre des jetzt erschienenen IV. Bandes. (Band II und die übrigen Bände werden demnächst folgen). Alle Beiträge sind mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit unter jeweiliger Berücksichtigung des neuesten Standes der Gesetzgebung und der Forschung und unter Aufzählung aller Wissenswerten bearbeitet. Kein Jurist, keine Verwaltungsbehörde des Staats und der Gemeinden, keine größere Organisation und keine Gesellschaft werden dieses Nachschlagewerk entbehren können.

Der IV. Band bringt eine Reihe besonders interessanter Beiträge, so über das Mietrecht, über den Begriff Minister und die Ministerverantwortlichkeit, über die Monarchie und das monarchische Staatsrecht, über Münzrecht, über Wärrer- und Modellschutz, über Namensrecht, über Nation und Nationalitätenrecht, über Richtigkeit und Nichtigkeit, über das Notariat, über die Begriffe „Öffentlichkeit“ und „Öffentlichkeit“, über Orden- und Kongregation, über das hierarchische Recht, über Papst und Kurie, über Parlament und Parlamentsrecht, parlamentarische Regierung, Parteien, Patentrecht, Personennamendrecht, Pfandrecht, Pfandrecht, Pfandrecht, politische Verbrechen, Kollege, Preßrecht, preußische Verfassung, Arbeitsgerichtsbarkeit, Prozeßrecht, Nebenrecht, Recht, Rechtsfähigkeit, Rechtsgeschäft usw., Rechtsphilosophie, Rechtswissenschaft, Reichsbank und Reichsregulation. Auch an diesem Band fallen wieder die sorgfältige Ausstattung, der solide und vornehme Einband, das saubere Papier und der gute Druck angenehm auf.

Musik in Volk, Schule und Kirche. Vorträge der V. Reichsschulnarkommission in Darmstadt. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin, 205 Seiten. (Preis geheftet 8.00 RM. In Leinenband 10.00 RM. Quelle & Meyer, Leipzig.) — Inzere besten Fachleute wie Gurkitt, Böde, Kriek, Schünemann, Wiede haben hier zu den musikalpädagogischen Fragen der Gegenwart Stellung genommen und beachtenswerte Vorschläge zu einer geordneten Weiterarbeit gegeben. Durch geschickte Einbeziehung der Problemkreise, die die Erziehung zur Kunst und zur Musik im allgemeinen zum Gegenstand haben, ründet sich das Werk zu einem großartigen Querschnitt durch das Gesamtgebiet der Musikpädagogik, indem alle musikalpädagogischen Grundfragen der Gegenwart aufgeworfen werden.

Das Hermann Stehr-Buch. Eine Auswahl aus den weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen, herausgegeben von Hans-Christoph Krcugel. Mit 15 unbekanntem Bildbeigaben. In reichem farberfreudigen Ballonleinenband 5 RM. (Horen-Verlag, Berlin-Grünwald.) — Der Dichter zählt zu den Menschen, denen das Grübeln und Sinnen, das Ringen um das eigne Ich die Seele erfüllt und aus den Tiefen seine Schätze hebt. Wer Stehrs Werke kennt, dem wird es zur Gewißheit, daß die vielsideige Macht seiner Dichtungen niemals verfliegen kann, sondern bleibenden Wert behält.

Nicarda Buch: „Der Fall Deruga“. (Verlag Ullstein, Berlin.) — Ein Kriminalroman, der aber freilich von anderer Art ist als die gewöhnlichen Detektivgeschichten; denn er ist von einer Dichterin geschrieben. Nicarda Buchs große Kunst führt den Leser durch die seltsamen Vorgänge eines merkwürdigen Prozesses. Aber, wer tiefer sieht, findet viel mehr, als die glänzende Darstellung und Auflösung eines ungewöhnlichen Kriminalfalles. Denn das Buch ist die künstlerische Gestaltung des großen Mithrasens der Menschheit gegeneinander, die eine uneigennütige, einfach menschliche Handlung nicht verstehen können und ihr zunächst als selbstverständlich unläuterer Weggründe unterliegen. Diese Einsicht in die menschliche Natur hebt den Roman, dem alle Spannungszüge des Kriminalromans eigen, hoch über das Niveau stofflich ähnlicher Erzählungen.

Krampfadern — ein Gesundheits- und Schönheitsfehler

Von San.-Rat Dr. Pommer

Krampfadern sind nicht bloß, seit die Mode des kurzen Modcs das Bein der Dame den Blicken preisgab, ein Schönheitsfehler, Krampfadern sind auch eine Gesundheitschädigung und können zu einer ersten Gefahr werden. Aber erst, seit sie, als bläuliche, mehr oder weniger geschwängelte Wülste der Haut aufragend, die schöne Linie eines wohlgeformten Unterchenkels stören, seit sie auch in ihren Anfängen schon eine Sorge der auf ihre Schönheit bedachten Dame geworden sind, kommen sie frühzeitig in Behandlung. Auch in diesem Anfangsstadium aber können sie schon körperliche Beschwerden machen; das Gefühl der Völle und Schwere, ein Ziehen im Bein, krampfartige Schmerzen in der Muskulatur, Ermüdung, machen langes Gehen und Stehen zur Unmöglichkeit. In vernachlässigten Fällen bilden sich die Krampfadern immer mehr aus, es entstehen direkte Aderpathe, es kommt zu Ernährungsstörungen im Gewebe, in der Haut, zu Verdünnungen und Verdickungen, zu Hautentzündungen, Ekzemen und schließlich zu jenen Unterchenkelgeschwüren, die oft schwierig und langwierig in der Behandlung sind und mancherlei Gefahren bieten.

Was sind denn nun Krampfadern? Es sind Blutgefäße, Venen, die sich über die Norm erweitert und gedehnt haben, diese sind länger und dadurch geschwängelt erschienen. Die Ursache ist eine zweifache. Entweder sind die Venenwände selbst zu schwach, zu zart, um den Druck des durchfließenden Blutes auszuhalten (eine oft vererbte Eigenschaft), oder der Druck des durchströmenden Blutes ist an sich, durch irgend eine Kreislaufstörung, zu stark, das Blut strömt nicht schnell genug ab, staut sich, die Blutsäule lastet, besonders bei aufrechter Körperhaltung, auf den unteren Extremitäten und dehnt die Gefäßwände. Meist sind beide Ursachen vergesellschaftet.

Frauen neigen mehr zu Krampfadern als Männer, obwohl sie auch bei letzteren nicht selten sind. Die Gefäßwände sind bei den Frauen zarter, und Blutstauungen, wie sie im Gefäßsystem — nicht nur bei Schwangerschaft — leicht bei ihnen vorzukommen, begünstigen das Entstehen.

Die Behandlung des Leidens ist nicht immer leicht. Das Wichtigste ist, dem Entstehen vorzubeugen. Personen, die dazu neigen, müssen Tätigkeiten, die langes Stehen erfordern, meiden. Sie müssen versuchen, wo es nur irgend

möglich ist, das erkrankte Bein hoch, horizontal zu lagern; es ist ja bekannt, daß die Krampfadern des Morgens, nachdem das Bein lange genug während der Nacht geruht hat, erheblich weniger hervortreten. Des ferneren ist erforderlich, die Krampfadern durch entsprechende Bandagen zurückzubringen. Es gibt jetzt — die Bedürfnisfrage entfallend mit der kurzprohigen Mode — Gummistrümpfe so dünn und doch wirksamer Art, daß sie von der Frau bequem und ohne aufzufallen, unter dem Strumpf getragen werden können. Es ist natürlich alles zu vermeiden, was den Körper irgendwie beengt und Blutstauungen veranlassen könnte, wie ringförmige Strumpfbänder, allenfalls sind breite Bänder oberhalb des Knies erlaubt, besser aber Leibbinden oder Gürtel mit Strumpfhaltern. Die Verdauung ist, wo sie nicht tadellos funktioniert, zu regeln; denn auch sie trägt zu Kreislaufstörungen und Blutstauungen bei.

Um den Blutumlauf in Bauch und Unterleib anzuregen, sind Beingüsse und Wechselbäder anzuwenden, heiße Sitzbäder mit folgenden kalten Reibwässern, nachts, werden empfohlen, heiße Halbbäder, etwa 10 Minuten lang, mit folgenden kalten Reibwässern über Nacht können abgemäßigter versucht werden. Am Morgen nehme man die Wärrer ab, streiche das Bein einige Minuten lang leicht mit der Hand, die man in kaltes Wasser getaucht hat, und gehe zum Anwärmen noch für einige Minuten ins Bett zurück. Nachts lagere man das Bein hoch, indem man unter das Fußende eine Rolle legt oder das Bettende höher einstellt. Angewendet werden auch dreimal täglich zu machende heiße Umschläge, etwa 15 Minuten lang, und nachherige kalte Kompressen mit 1-prozentiger Karbolsäure, 2-3 Minuten Dauer.

Genügen diese Mittel nicht, sind die körperlichen Beschwerden erheblicher, ist der Schönheitsfehler durch einen Gummistrumpf nicht zu beheben oder wird das Tragen eines solchen Strumpfes abgelehnt, dann bleibt nur übrig zu operieren d. h. die erkrankten Venen durch einen Hautschnitt zu entfernen, oder die Methode anzuwenden, die heute nach den guten Ergebnissen, die sie hat, immer mehr Anhänger unter den Ärzten findet und die darin besteht, durch Einspritzung einer Flüssigkeit in die Vene (man benutzt dazu neuerdings meist Traubenquader) eine Verstopfung der Vene und eine Verödung des ganzen Stammes zu erzielen.

Mögen körperliche Beschwerden, mag Schönheitslummer die Ursache sein, die zur Behandlung der Krampfadern aufzottern: rechtzeitig mit der Behandlung zu beginnen, dem Entstehen und der Verschlimmerung vorbeugen, sei die Aufgabe eines und einer jeden.